

Illustrirte Zeitung für Kleine Leute



Der rothe Fingerhut.



Die Tollkirsche.

Zwei Giftpflanzen.

In die weite Welt hinein.

Von Cäcilie Mölte.

(Schluß.)



Und aber konnte noch nicht schlafen gehen. Ich wanderte noch eine Weile auf und ab und dachte an die Schrecken, die wir an diesem Tage gehabt, dachte an die sorgenden Eltern, dachte an das, was der morgende Tag bringen würde.

Wie seltsam berührte es mich auch, in einem ganz fremden Hause schlafen zu gehen, keine Seele zu wissen, die Vater und Mutter und uns vorher gekannt. Draußen hatte sich ein leichter Wind erhoben und neigte die Wipfel der Bäume gegen einander. Vor unsern Fenstern schwannte eine Birke und ihre Zweige schlugen zuweilen leise an's Fenster. Eine alte Uhr, die in einem langen, weißen Kasten steckte, erhob ihre heisere Stimme und schlug in langgezogenen Tönen zehn Uhr. Die alten, verdunkelten Bilder an den Wänden schauten ernst darein, die großen blauen Augen darauf fingen an gespenstisch lebendig zu werden. Ich weiß nicht wie es kam, mir wurde immer unheimlicher zu Muth und alle Schrecken der Nacht erwachten um mich. Ich sah nach Felix, mir schien er schlief schon, um so verlassen kam ich mir vor. Ich ging an's Fenster und schaute hinaus. Da stand der Mond zwischen den zerrissenen Wolken. Es war doch derselbe Mond, den ich daheim so oft gesehen, der auch jetzt von denen daheim gesehen wurde, wie kam es nur, daß er heute so bleich und anders aussah, so unheilverkündend und fremd. Der große, schöne Garten war zu meinen Füßen ausgebreitet. Gerade vor uns stand auf einem Rasenrondel auf einem Steinsockel eine Urne. Soviel ich erkennen konnte, hatte sich dunkler Ephen um sie gerankt und über sie neigten sich die Zweige einer Trauerweide. Köstlich duftende Rosen standen nahebei, ich athmete den süßen Duft in meine beklemmte Brust. Da hörte ich plötzlich Schritte! Es kamen entschieden mehrere Menschen langsam und leise durch den Garten. Ich wollte mich zurückziehen und doch war ich viel zu ängstlich, gerade jetzt in's Bett zu gehen.

So blieb ich wie gebannt am Fenster stehen und wagte kaum zu athmen. Ich sah bei der schwachen Mondbeleuchtung drei Gestalten, zwei davon trugen einen Gegenstand, es war mir unmöglich zu erkennen, was es war. Die dritte Gestalt war eine Dame in einem langen, schleppenden Gewand. Ich konnte nicht erkennen, ob sie jung oder alt war. Jedenfalls hielt ich sie für die Herrin des Gutes, „die gnädige Frau“, wie sie Saalmann und Fräulein Emma nannten. Gerade vor meinem Fenster, da drüben an der Urne machte der Zug Halt.

Der Wind, der stärker geworden war, rauschte in den Bäumen, so daß ich nicht hören konnte, was sie sprachen. Sie flüsterten lange miteinander, sie wandelten auf und ab und umkreisten die Urne. Mir war es gleichgiltig, was sie thaten, ich hatte ja nichts mit ihnen zu thun, aber ich blieb doch wie gelähmt am Fenster stehen und sah ihrem Treiben zu. Es war entschieden gar nichts Böses, aber es war so unheimlich, daß mich ein Grauen vor ihnen erfaßte. Die Wolken jagten am Mond vorüber, und endlich schob sich eine dicke Wolkenwand vor ihn, so daß es fast finster war und ich gar nichts mehr erkennen konnte. Da hörte ich ein seltsames Geräusch. Es klang wie Hacken und Schaufeln, gleichmäßig und lang tönte es fort. Was konnten die nur vorhaben? Mir schossen viele Gedanken durch den Kopf. Ich wußte ja doch, daß alle die Märchen, die ich gelesen, Märchen waren. Konnte denn so ein Märchen Wahrheit werden? Wer war denn diese gnädige Frau? Eine Fee? Eine Zauberin, die, um schön zu bleiben, Kinder fing? Ja, da stand sie, dunkel gekleidet, der Wind hob den schwarzen Schleier, den sie über sich gehängt und schaute einem nächtlichen, grausigen Treiben zu. Jetzt wußte ich plötzlich, was da draußen vorging. Sie gruben ein Grab.

Papa und Mama hatten Felix und mich so gewöhnt, daß wir eigentlich keine Gespensterfurcht kannten. Mit und ohne Licht waren wir zu jeder Zeit an die entlegensten Orte geschickt worden und hatten uns nicht gefürchtet. Heute

aber packte mich die entsetzlichste Furcht. Ich war nicht im Stande Felix zu rufen, und hatte doch nur den einen Gedanken einen wachen Menschen neben mir zu haben, weil ich mich von Gespenstern umgeben glaubte. Ich sah nicht mehr, was die draußen thaten, ich wagte meine Augen nicht mehr dahinzurichten, aber ich hörte das gleichmäßige Geräusch des Schaufelns noch immer. — Endlich war es vorüber. Noch einige flüsternde Worte waren hörbar, dann war Alles still. Ich glaubte die nächtlichen Spukgestalten hätten sich entfernt, meine Lähmung löste sich und ich fand meine Sprache wieder. „Felix,“ rief ich aus tiefstem Herzensgrund, ich erschrak über meine eigene Stimme, denn der Ruf klang wie ein Schrei. Da hörte ich, daß die Gestalten sich draußen noch nicht entfernt hatten, sie waren auf meinen Ruf aufmerksam geworden und näherten sich dem Fenster.

„Felix, Felix,“ rief ich nochmals in meiner Herzensangst.

„Wer ist denn da?“ rief eine Stimme von unten.

„Weiß gar nicht, gnädige Frau,“ brummte ein Baß dazwischen, „bin erst heute Abend spät heimgelkommen.“

„Es klang doch wie eine Mädchenstimme,“ sagte die erste Sprecherin. Ihre Stimme klang so freundlich und so ganz menschlich, daß meine Furcht zu schwinden anfang. Indessen war Felix halb erwacht und sagte mit verschlafenem Ton: „Daß gut sein, Helene, und schlafe, morgen sind wir daheim und Rahn fahren wollen wir auch nicht wieder!“

„Da ist ja noch Jemand, ich möchte doch wissen, wer das ist. Es scheinen zwar nur Kinder zu sein, aber es ist doch besser, Ihr geht mit mir und wir untersuchen, wer die nächtlichen, unbekannten Gäste sind.“

„Ganz wohl, gnädige Frau,“ antwortete wieder der brummige Baß und nun entfernten sich die Schritte.

Ich lief an Felix's Bett und rüttelte ihn. Er war schon wieder ganz im Schlaf und frug verstört: „Das Wehr ängstigt Dich wohl wieder?“

„Felix, wache doch auf!“ rief ich ängstlich, ihn rüttelnd. „Es kommen Menschen zu uns herein. Du mußt antworten, wenn sie uns

fragen. Ach wüßtest Du, was ich eben erlebt habe!“

Felix richtete sich in die Höhe, schaute mich groß an und fing allmählig an klar zu werden und zu begreifen. Da that sich auch schon die Thür auf und verwundert blieb eine große, schlanke Frau auf der Schwelle stehen.

„Wer seid Ihr denn und wie kommt Ihr hier herein?“ frug sie. Ich hatte das Gefühl, als wären wir hier verbotener Weise eingebrochen und fand die rechte Antwort nicht, aber mein Felix in seinem Bett war ganz munter und erzählte jetzt frischweg unsere Fahrt. Ich begriff es nicht, wie er so dreist sprechen konnte zu der stolzen Erscheinung, die mir wie ein Wesen höherer Art vorkam, freilich hatte er auch nichts von dem Unheimlichen gesehen, was mich so eben geängstet.

„Und so,“ schloß Felix seinen Bericht, während er behaglich aus seinem Bett herausschaute, „hat uns Fräulein Emma in dieses famose Bett gebracht, in dem ich bis jetzt den herrlichsten Schlaf gefunden und noch haben würde, wenn nicht die Helene mich soeben gegen alle Verabredung gerüttelt und geschüttelt hätte wie einen Federack.“

Die gnädige Frau lächelte freundlich und wandte sich nun an mich. „Was hat Dich denn so geängstet, daß Du Deinen Bruder wecktest?“

„Ach, da draußen im Dunkeln — ich weiß nicht, was das war, ich fürchtete mich so!“ stotterte ich.

„Ach so, Du armes Kind,“ sagte sie gütig, „komm, das wird alles gleich vergessen und verschlafen.“ Sie entließ die Männer, blieb bei mir, bis ich im Bett lag, wahrscheinlich bis ich eingeschlafen war, denn so lange ich denken konnte, sah ich die verschleierte Frau, wie eine Fee des Schlafes an meinem Bette regungslos sitzen.

Am Morgen, ehe ich Felix den Spuk der Nacht berichtet hatte, kam Fräulein Emma herein, half mir beim Räumen und tröstete uns, daß es gleich fortgehen würde. Die gnädige Frau hätte selbst in aller Frühe einen Wagen bestellt und wollte uns nach Hause bringen. Mein Herz klopfte vor Freude und ich konnte es kaum erwarten, bis wir im Wagen saßen. Da

kam sie denn auch aus dem Hause, die holde, gnädige Frau und setzte sich zu uns.

„Aber Fräulein Emma,“ sagte sie, „warum haben Sie mir nicht gleich gestern Abend von den kleinen Abenteuern erzählt?“

„Ach, gnädige Frau,“ entgegnete Fräulein Emma, „Saalmannt meinte, wegen des Hundes, sie waren ja so sehr verstimmt — er meinte eben, es hätte bis heute Morgen Zeit, und da dachte ich es auch!“

„Ja freilich war ich recht traurig, es war ein so prächtiger, treuer Kamerad, mein Cäsar — aber um die kleinen Hilfsfuchenden hätte ich mich doch gekümmert. Nun ist's ja vorüber und gut. Mein Cäsar liegt in Frieden unter der Urne und meine kleinen Schützlinge werden nach Hause gefahren zu den Eltern. Fahr zu, Rasper!“

Und fort ging's. Nun wußte ich auch, was der Spuk in der Nacht zu bedeuten hatte. Felix

horchte auf, als ich nun ohne Furcht berichtete, was ich gesehen, und die gnädige Frau erzählte, daß sie ihren Lieblingshund hätte erschießen lassen müssen, weil er krank geworden. Das hätte ihr gar weh gethan, deshalb wäre auch Alles in Bestürzung gewesen und uns der seltsame Empfang zu Theil geworden. In der Nacht hätte sie ihn rasch begraben lassen.

In kurzer Zeit hatten wir bekannte Gegenden erreicht, und dann sahen wir unser Wohnhaus zwischen den Linden. Da stand die liebe, gute Mama vor der Hausthür und schaute gewiß nach uns aus, und da sprengte Papa auf einem Seitenweg zu Pferde heran. Wir waren voller Wonne und Jubel und der kleine Verweis, der natürlich nicht ausblieb, fruchtete sehr, obwohl er eigentlich nicht nöthig war, denn nie werden wir wieder auf eigene Faust in die weite Welt hineinfahren.

Pontus und Sidonia.

Von L. Bier.

For langen, langen Jahren lebte in Kleinasien einst ein reicher und mächtiger Sultan, welcher vier Söhne hatte, denen er mit gleicher Liebe zugethan war. Weil er aber sein Reich doch nur einem Sohne vererben konnte, gab er jedem der drei andern eine Flotte und dreißigtausend Mann Kriegsvolk und so viel Geld und Kostbarkeiten, um auf drei Jahre hinaus als Sold und Löhnung für die Mannschaften zu reichen. Mit diesem Kriegsvolke sollte sich ein jeder der drei Prinzen ein Reich im Lande der Ungläubigen erobern. Einer dieser Söhne, Probus, landete nach langer und stürmischer Meerfahrt in Galizien (in Spanien), einem christlichen Königreiche, welches von dem guten und frommen Könige Tiburt regiert wurde. Durch List und Gewalt gelangte Probus in den Besitz der Hauptstadt Cologne und ließ Alles, was Widerstand leistete, niederhauen. Unter den Getödteten befand sich auch König Tiburt. Die Königin allein entkam, in armselige Gewänder gehüllt,

glücklich aus dem Getümmel. Nun hatte der König einen einzigen Sohn, Pontus mit Namen. Diesen führte sein Erzieher, Damtenus, sowie dreizehn andere, welche Gespielen des Prinzen waren, ebenfalls aus der Stadt und flüchtete mit ihnen in eine Höhle. Schließlich fielen aber doch Alle in die Gefangenschaft des Probus, der sie hart ansfragte, wer sie wären und von welchen Eltern sie abstammten. Da gaben sie denn an, daß sie sämmtlich armer Edelleute Kinder seien, welche der König habe aufziehen lassen, damit sie später in seine Dienste treten könnten. Auf diese Antwort hin zeigte sich Probus geneigt, die Knaben ebenfalls zu seinem Dienste heranzubilden zu lassen, doch machte er es ihnen zur Pflicht, den christlichen Glauben vorher abzulegen und die Religion des Propheten Muhamed anzunehmen. Zu diesem Zwecke übergab er Alle einem seiner Ritter, Patrises geheißten, zur Unterweisung in Muhameds Glaubenslehre und zum Unterrichte in allem Wissen, was der Dienerschaft eines Sultans noth ist. Dieser Patrises war aber ein früherer christ-

licher Ritter, der nur zum Schein Muhamedaner geworden war, um seines Lebens nicht ledig zu werden. Da ihm nun der Befehl geworden war, in dem Falle, daß die Knaben sich weigerten zum Muhamedanismus überzutreten, alle zu tödten, so beschloß er dieselben zu retten, als sie sich nicht überreden ließen, dem Heilande zu entsagen. Er kaufte also heimlich ein gutes Schiff, verproviantirte es reichlich, nahm von den galizischen Gefangenen einen schiffahrtskundigen Mann und brachte diesen zur Nachtzeit mit den vierzehn Knaben in das Fahrzeug, welches sofort vom Lande stieß. Zu dem Könige Probus aber sagte er, daß, da die Knaben sich geweigert hätten, Christen zu werden, dieselben von ihm in ein altes, durchlöcheretes Schiff und auf das offene Meer gebracht worden seien, um in den Wellen unterzugehen. Das zu hören war Probus ganz lieb, denn ihm hatte die Nacht sonderlich geträumt, nämlich, daß er mit einem der Knaben im Walde gewesen sei, wobei derselbe sich plötzlich in einen Löwen verwandelt und ihn zerrissen hätte. „Träume sind Schäume!“ erwiderte hierauf Patrises und das gefiel dem König wohl. Weiterhin gab der Ritter dem Probus den Rath, die Christen des Landes nicht mit dem Schwerte auszurotten, sondern dieselben nur mit Steuern zu drücken, so könne er große Schätze sammeln und behielte zugleich arbeitsame Unterthanen, die immerfort für ihn schafften. Solcher Rath war dem Probus ebenfalls genehm und vertraute er sofort den Patrises damit, allenthalben im Lande umherzureisen und die Steuern auszuschreiben. Hierbei gelang es dem Ritter, den Bruder des erschlagenen Königs, den Grafen Etor, zu bewegen, äußerlich Muhamedaner zu werden, um besser für die Christen beim Könige wirken zu können, vertraute ihm auch an, wie es ihm gelungen sei, den Prinzen Pontus zu retten.

Das Schiff war denn auch glücklich an der Küste der Bretagne (in Frankreich) gelandet, und als der dortige König, der greise Argill, von dem Schicksal der vierzehn Knaben hörte, ließ er sie sämmtlich an seinen Hof zu Vannes kommen und übergab dieselben seinem Sene-

schall und andern Großen des Reiches auf drei Jahre zur Erziehung. Als diese Zeit um war, wurden die jungen Leute dem Könige vorgeführt. An dem Prinzen Pontus, der sich vor allen Uebrigen durch Geschicklichkeit in allen ritterlichen Künsten auszeichnete, hatte König Argill besonderes Wohlgefallen und stellte ihn deshalb seinem einzigen Kinde, der Prinzessin Sidonia vor. (Siehe das Bild.) Da die schöne Sidonia



Pontus lernt die Prinzessin Sidonia kennen.

überaus freundlich mit dem Prinzen Pontus sprach, so faßte dieser alsbald eine Neigung zu der holden Jungfrau.

Kurze Zeit nach dieser Vorstellung langte am Hofe zu Vannes die Hiobspost an, daß ein großes Heer der Ungläubigen in der Bretagne gelandet sei. Gleich darauf brachte ein muhamedanischer Riese mit vielem Gefolge im Namen seines Herrn, des Prinzen Corobus von Kleinasien, dem Könige Argill die Botschaft, daß das

ganze Land mit Feuer und Schwert verwüstet werden würde, sofern nicht der König seinen Glauben abschwören und großen Tribut zahlen wolle. Darüber erschrak der alte König heftig und wurde, als er von der großen Zahl der Ungläubigen hörte, ganz bestürzt und fassungslos. Da ergriff Pontus das Wort, fertigte den Riesen mit einem kurzen, verneinenden Bescheid ab und warf ihm seinen Handschuh hin, zum Zeichen, daß er mit dem ungeschlachten Gesellen einen Kampf bestehen wolle. Der Riese nahm den Handschuh auf und beide begaben sich auf den Kampfplatz, nachdem Pontus zuvor vom Könige den Ritterschlag erhalten hatte. Als der Riese den jugendlichen Ritter höhnte, antwortete dieser kurz: „Sei still, Du Großmaul, Du vertraust auf Deine Größe und Stärke, ich aber komme im Namen Jesu Christi, den Du verspottest!“ und damit rannte er mit seiner Lanze gegen den Riesen an und verwundete ihn am Halse. Darauf versetzte der Muhamedaner dem Pontus einen so heftigen Schlag auf den Helm, daß er ganz schwindelig wurde, doch ermannte sich der Prinz rasch wieder, setzte seinem Pferde die Sporen ein, daß es hoch aufbäumte und dabei führte er einen furchtbaren Schlag nach dem Antlitz des Riesen und hieb ihm Nase, Mund und Kinn ab, so daß es nur noch an der Haut hing und tödtete ihn darauf vollends ganz. Das abgeschlagene Haupt übergab Pontus auf der Spitze seines Schwertes den übrigen Abgesandten des Corodus und sagte: „Hier schenke ich Euch das Haupt Eures Stärksten, gehet hin und vermeldet Eurem Herrn, daß wir bis auf den letzten Mann zu Ehren Jesu Christi also mit ihm streiten würden.“

Dem jugendlichen Sieger geleitete das Volk mit Zauchzen zum Könige, der ihn ebenso wie die Prinzessin Sidonia mit großen Freuden empfing. Auf des Pontus Rath schickte nun König

Argill zu allen umwohnenden Fürsten, Grafen und Herren und ließ sie ermahnen, ihm im Kampfe wider die Ungläubigen Beistand zu leisten, denn es sei eben so sicher als gewiß, daß, wenn er unterliegen müßte, sie ebenfalls in die Hände der Heiden gerathen würden. Diese Botschaft fand allenthalben gute Aufnahme und bald zogen von allen Seiten gewappnete Heerhaufen dem Könige der Bretagne zu Hilfe. Trotz des vielen Zuzugs war das Christenheer an Zahl geringer als dasjenige des Corodus und entschloß man sich deshalb, auf Rath des tapfern Pontus, die Feinde nächtlicher Weile zu überfallen. Diese hatten solches, im Bewußtsein ihrer großen Menge, nicht erwartet und waren vielfach darüber anfangs ganz erschrocken und fassungslos, liefen wie unsinnig hin und her und wurden dabei erschlagen. Endlich gelang es Corodus, Ordnung in den Haufen zu bringen und nun begann die regelmäßige Schlacht, die bis in den andern Tag hinein währte, denn die Muhamedaner hielten sich äußerst tapfer. Erst als Corodus von der Hand des Pontus erschlagen worden war, wandten sie sich zur Flucht nach ihren Schiffen. Auch hierhin folgte Pontus mit den erbitterten christlichen Rittern und nahm das Schiff weg, worin Corodus alle von seinem Vater erhaltenen Kostbarkeiten aufgehäuft hatte. Die im Lager vorgefundene Beute war ebenfalls groß. Nun wurden in Vannes große Sieges- und Dankfeste gefeiert, denn die Ungläubigen waren so gut wie vernichtet, und die Wenigen, welche sich gerettet hatten, suchten mit ihren Schiffen das Weite. Pontus wurde von Allen hochgeehrt und die Prinzessin schenkte ihm ihr ganzes Herz. Weil aber König Argill im Kampfgetümmel den Arm gebrochen hatte, sich auch der Regierungslast nicht mehr gewachsen fühlte, setzte er den Prinzen Pontus zum Verweser des Reiches ein. (Schluß folgt.)

Steinkohlenbrände.

Von A. Schiborr.

Den Steinkohlen und denjenigen Erdschichten (Schiefer und Sandstein), auf denen die Steinkohlen liegen, ist Schwefelkies oft in großen Massen beigemengt. Zerfällt sich der Schwefel-

kies in Folge des Zutrittes atmosphärischer Luft und Wasserstoffgases, so entzündet sich durch die dadurch entstehende Hitze die Steinkohlen und fangen schließlich an zu brennen. Solche

Steinkohlenbrände gibt es an vielen Orten. So brennt z. B. in Oberschlesien an der polnischen Gränze schon seit 1823 die reiche Grube Famy. Da die angewandten Mittel, den Brand zu löschen, nicht halfen, mußte hier der Bergbau eingestellt werden, denn es ist gefährlich in solchen Gruben arbeiten zu lassen, weil durch die Hitze sich Gase entwickeln, die am hellen Feuer explodiren. Es sind die schlagenden Wetter, der Schrecken der Bergleute. Gänzliche Abspernung von der freien Luft kann, wenn der Brand dadurch auch nicht gelöscht wird, so vielleicht doch verhindern, daß er weiter um sich greift, wodurch der übrige Theil der Steinkohlen vom Brande verschont bleibt. Das Einpumpen von kohlensauren Gasen in den Schacht ist das einzige Mittel, welches den Brand löscht. Auf diese Weise rettete man in England bei Stirling am Forth ein Kohlenlager, dessen Werth auf 200 000 Pfund Sterling, also nach unserem Gelde auf 4 Millionen Mark geschätzt

wurde. Reichen die Kohlenschichten bis auf die Oberfläche der Erde, so dringen Dämpfe, Rauch und wohl gar helle Feuerflammen aus den entstandenen Oeffnungen. Bei Duttweiler in der Nähe Saarbrückens befindet sich eine solche Stelle, ein Hügel, welcher der brennende Berg genannt wird. Zu Planitz bei Zwickau brennt ein Kohlenflöz schon seit über 200 Jahren. Der Brand soll dadurch entstanden sein, daß im 30 jährigen Kriege (1641) österreichische Soldaten während der Einnahme Zwickaus Feuer in den Schacht warfen. Der Erdboden ist durch das unterirdische Feuer so warm geworden, daß ein Doktor Seitner sich hier im Jahre 1837 ein Treibhaus erbaute, in dem allerlei tropische Pflanzen und auch das einheimische Gemüse recht gut gedeihen. Besonders erregte das Palmenhaus durch seine schönen und großen Exemplare allgemeine Bewunderung. Auch in Staf-fordshire in England legte man auf brennenden Steinkohlenlagern Treibhäuser an.

In's Riesengebirge.

Von E. Wiesner.

(Zu dem Bilde Seite 384.)

3. Von den Schneegruben zur Schneekoppe.



Auf dem Ramme des Riesengebirges geht es von der Grubenbaude zu der zwei Stunden entfernten Petersbaude. Der Weg ist unsicher und im Nebel leicht zu verlieren, darum ist ein Führer nöthig. Bald ist das hohe Rad erreicht (1452 Meter über'm Meeresspiegel), das eine der schönsten Aussichten über Schlesien, Böhmen und die Lausitz bis zum Erzgebirge gewährt. Dicht dabei ist die 1406 Meter hohe große Sturmhaube, ein Ke gel aus Granittrümmern, der von Neuem eine vorzügliche Aussicht bietet. Von nun an geht es bedeutend abwärts zu der auf böhmischer Erde 1231 Meter hoch liegenden Petersbaude, in der ein gutes und billiges Glas Ungarwein und ein freundliches Nachtquartier zu haben sind. Nachdem die Mädlerviese überschritten und eine halbe

Stunde der schöne Hochwald durchwandert ist, tritt man in die Spindlerbaude, in der sogar sieben Stübchen mit vierzehn Betten zum Nachtquartier einladen. Ein Ruhetag ist hier auch recht erwünscht, da nun der anstrengende Weg zur Schneekoppe angetreten wird. Im Osten erhebt sich die kleine Sturmhaube; auf steilem Pfade muß sie erklimmen werden. Hier ist wieder eine Baude, nach deren Umgehung in einer Stunde der Mittagsstein, eine unersteigbare Felsmasse von 1369 Meter Höhe, erreicht wird. Eine Viertelstunde weiter geht es unfern des großen und kleinen Teiches vorüber, welche 1174 Meter hoch liegen und in ihrer Nähe die Hampel- und Wiesenbaude haben. Auf die Wiesenbaude wird frisch zugewandert, sie liegt auf dem Koppenplane, der großen Wiese, aus welcher die Quellen der Aupa und des Weißwassers ihre Nahrung

erhalten. Von hier geht es zur Riesenbaude, die dicht am Rammme des Gebirges steht. Nun ist man am Fuße der Schnee- oder Riesenkoppe, die sich noch 190 Meter erhebt und in $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Stunde erstiegen werden kann. Der

Auf der Koppe weht der Wind selbst im Sommer empfindlich scharf; es ist nie über 15° Wärme und selbst in den vier Sommermonaten erfolgt durchschnittlich neunmal Schneefall. Die mittlere Jahrestemperatur entspricht fast der



Die Spindlerbaude.

Weg ist jetzt gut und für Pferde angelegt; er führt über Glimmerschiefer, der mit Veilschenmoos bewachsen ist, welches wie Veilschen duftet und auch nach Jahren diesen Geruch bei Anfeuchtung wieder entwickelt. Es werden Glimmerstücken mit Veilschenmoos hier zum Verkaufe angeboten. Endlich ist der Gipfel erreicht, über den die österreichisch-preussische Gränze hinweggeht; er hat eine Höhe von 1550 Meter und ist der höchste Punkt der nord- und mitteldeutschen Gebirge.

von Irkutsk in Sibirien, doch sind die Winter nicht gar zu kalt, da die Kälte selten über 20° steigt. Der Berg ist bebaut mit einer Kapelle, in welcher alljährlich Gottesdienste abgehalten werden; dann sind zwei Gasthäuser vorhanden, die einem Besitzer gehören und über 300 Gäste beherbergen können. Eine Postagentur, in der im Sommer 1878 an Karten und Briefen 14100 Stück abgegeben wurden, und eine Telegraphenstation sind hier vorhanden. Die Aussicht von der Koppe ist eine ungemein lohnende.

Das Auge schweift nach Böhmen hin über Berg und Thal bis Prag und nach Schlesien über das Riesengebirge nach Hirschberg, Warmbrunn, das Hirschberger Thal, nach West und Ost erblickt man das Lausitzer, Erz-, Ragbacher Ge-

einem Thale. Den Namen führt sie von den Eisenerzgruben, welche in frühern Jahrhunderten hier geöffnet waren. Der Ertrag hat sich gemindert, so daß der Bau eingestellt ist. Dagegen blüht zur Zeit die Fabrication von tür-



Die Wiesenbunde.

birge — und zuletzt Breslau. Ein schöner Abend bringt dem Beschauer den reichsten Gewinn. Der Morgen ist weniger lohnend.

Die Rückreise wird über die schwarze Koppe (1344 Meter hoch) nach dem Eulengrund, Wolfshau, Klein-Aupa oder Gränzbauden angetreten. Von hier aus wird in $1\frac{1}{2}$ Stunden Schmiedeberg erreicht. Es ist dies eine alte Stadt, die sich über eine Stunde lang am Igelbache hinzieht und gegen 4000 Einwohner zählt. Sie liegt 500 Meter hoch in

fischen Teppichen, sowie von Plüsch und andern Seidenzeugen. Täglich geht die Post dreimal nach Hirschberg, das zwei Stunden von Schmiedeberg entfernt ist.

Auf dieser Fahrt wird das prächtige Dorf Erdmannsdorf (1260 Einwohner) berührt, das sich an der Rohnitz hinabzieht. Von 1816 bis 1831 gehörte es dem berühmten Generalfeldmarschall Gneisenau, dem Helden der Freiheitskriege. Seit 1840 ist es Besitz der preussischen Krone. Das Schloß mit Thurm ist

prachtvoll und die Kirche, nach Schinkel's Plan im byzantinischen Stile erbaut, zeigt Melanchthon und Luther in Erz dargestellt. Im Park sind herrliche Anlagen, ein Kaisersaal, Residenz-

saal und ein russischer Kaiserpavillon, in dem der russische Kaiser früher oft geweiht hat. — Von Erdmannsdorf geht es nach Hirschberg, wo die Reise in's Riesengebirge ihr Ende erreicht.

Zwei Giftpflanzen.

Von F. Töpfer.

(Zu dem Bilde Seite 369.)

1. Der rothe Fingerhut.

Wenn man zur Zeit des Hochsommers das Waldgebirge durchstreift und an eine Stelle gelangt, wo vor einigen Jahren der Förster die Bäume abschlagen ließ, sieht man allenthalben Waldblumen und Erdbeeren, deren aromatisch-süß schmeckenden Früchte unter dem lichten Blattgrün verheißungsvoll hervorleuchten. Ueberall die kleinen Gräschen, Blattpflanzen und Waldblümchen (Ehrenpreis, Löwenmaul, rothe Nelken etc.) hinweg erhebt schlanke die goldfarbene Königskerze ihr Haupt und ragt die Staube des Fingerhutes mit ihren purpurfarbenen Blüthen empor. Oft sind es ganze Strecken, welche diese zweijährige Pflanze sich zum Heim erkoren hat und ihr Anblick ist dann für den Vorüberwandernden ein um so prachtvollerer. Leider birgt die zur Bewunderung hinreißende Blüthenpracht und Blüthenfülle nichts als Gift, welches als Digitalin in jeder Apotheke geführt und bei Geistesstörungen und Gehirnleiden auf Anordnung des Arztes als Heilmittel gereicht wird. Von gesunden Menschen genossen, bringt das Digitalin fast genau dieselben Krankheitserscheinungen hervor, gegen welche es als Arznei Verwendung findet. Der Stengel des Fingerhutes ist aufrecht, vielfach mehr als 1 Meter hoch und, gleichwie auch die Blätter, graufilzig behaart. Die etwas runzligen, länglich-eiförmigen Blätter sind am Rande gefeilt. Die Blüthen hängen an einer Seite des Stengels in reicher Fülle herab und bilden eine Traube. Die glockenartige Blumenkrone hat einen schief abgeschnittenen Saum und ist außen purpurfarbig und glatt, innen von etwas blässer Farbe, dunkel betüpfelt und behaart. Von den vier Staubgefäßen ist das eine Paar länger als

das andere. Die Frucht ist eine eiförmige, viel-samige Kapsel und ganz besonders der Träger des der Pflanze innewohnenden Giftes. Weil die Fingerhutpflanze in ihrer Blüthe eine reiche Farbenpracht entfaltet, so wird dieselbe auch in Ziergärten angebaut, doch sollte dies nie in solchen Gärten geschehen, in denen sich Kinder umhertummeln dürfen, da gerade die kleinen und kleinsten Leute sich nicht selten blos mit dem Besehen und Anriechen der Blumen begnügen, sondern dieselben wohl gar in den Mund nehmen, wodurch bei dem Fingerhut eine sofortige gefährliche Vergiftung herbeigeführt werden würde. Auch der gelbe Fingerhut ist sehr giftig.

2. Die Tollkirsche.

Fast alljährlich bringen die Zeitungen in den Sommermonaten, wo die Kinder gern den Wald durchstreifen, um köstliche Erdbeeren zu pflücken, sich zur eigenen Labung, oder zum Markttverkauf, daß dieses Mädchen oder jener Knabe sich durch den Genuß der Tollkirsche vergiftet habe und schwer krank nach Hause gebracht worden sei. Solches kann aber nur naschhaften Kindern und lüfternen Leckermäulchen passieren, welche die Ermahnung der Eltern in den Wind schlagen, sich nicht an der saftigen Erdbeere genügen lassen, sondern noch nach andern süß schmeckenden Früchten Umschau halten. Da leuchtet denn solchen Naschern die kirschähnliche, dunkelglänzende Beere der Belladonna (Tollkirsche) verführerisch in die Augen und weil die reifen Früchte einen süßlich-sauren Geschmack haben, so wird davon so lange gegessen, bis die Vergiftungssymptome eintreten. Dann ist es aber hohe Zeit, daß baldmöglichst der Arzt geholt wird, welcher rasch Brechmittel und Gegen-

mittel reichen muß, damit das Kind am Leben erhalten bleibt. Ehe der Arzt zur Stelle ist, empfiehlt es sich dringend, den Patienten zum Erbrechen zu bringen und sollte es mit Gewalt sein, indem man dem naschhaften Kinde die Nase zuhält und ihm dann lauwarmes Wasser, Milch oder Del schlucken läßt. Je rascher die giftigen Beeren aus dem Magen herausbefördert werden, desto mehr kann man sich der Hoffnung auf Rettung hingeben.

Die Tollkirsche, auch Tollkraut und Wolfskirsche genannt, ist kein Baum, sondern nur ein krautartiges Gewächs, dessen Wurzelstock ausdauernd. Diese Wurzel hat die Gestalt einer Möhre, sieht außen lichtbraun, innen weißlich aus und ist, wie die Frucht, voll scharfen Giftes. Der Stengel der Pflanze wird ungefähr zwei Meter hoch, ist vielverzweigt und wird im Spätsommer holzig. Hierdurch eben erhält die Pflanze ihr trügerisches, dem Kirschstrauche ähnliches Aussehen. Die Aeste sind mit eiförmigen, paarweise gestellten Blättern besetzt, welche dunkelgrün gefärbt und mit kleinen Flaumhaaren bedeckt sind. Eigenthümlich ist es, daß

von je einem Blätterpaare stets ein Blatt nur halb so groß ist als das andere. Neben den Blättern stehen in den Achseln die kurzgestielten Blüthen. Diese haben eine glockenförmige, braunviolette Blumenkrone, in welcher fünf Staubgefäße und ein Griffel zu sehen sind. Die Frucht ist eine glänzend schwarze Beere, so groß wie eine Kirsche, deren inneres Fleisch roth aussieht, sehr saftig ist und, wie schon erwähnt, süß-säuerlich schmeckt. Aehnelt auch hierin diese Giftbeere der labenden Kirschfrucht, so ist sie doch durch ihren, am Grunde sitzenden, ausgebreiteten Kelch hinlänglich als trügerisch gekennzeichnet.

Die Tollkirsche blüht in den Monaten Juli und August. Auf einer und derselben Pflanze sind dann gleichzeitig Blüthen, unreife und reife Früchte zu finden.

Den italienischen Namen Belladonna (zu deutsch: schöne Frau) erhielt diese Pflanze deshalb, weil man früher deren Beeren zur Herstellung eines gifthaltigen Wassers benutzte, durch dessen Gebrauch die Haut glänzend weiß wurde.

Leitere Spiele im Freien für Knaben und Mädchen.

Von A. Dömann. (Schluß aus Nr. 5.)

7. Wir fahren in der Rutsch'.

Die Kinder stellen sich paarweise, nicht zu dicht hintereinander, indem sie sich kreuzweis die Hände reichen, dann wird marschirt und gesungen:

„Kommt, wir wollen wandern,
Von einem Ort zum andern.
Hi-ra-rutsch,
Wir fahren in der Rutsch'.

Bei dem Worte „Rutsch“ machen alle Kehrt; es wird nach der anderen Seite marschirt und von vorn gesungen.

8. Fuchs in's Loch.

Durch Auszählen wird bestimmt, wer Fuchs sein soll. Hierauf wird für diesen die Höhle abgegränzt, was einfach durch Einritzen in den Boden geschieht. Man wählt zur Höhle gern eine Ecke im Hofe oder einen Ring um einen Baum. Innerhalb seiner Höhle darf der Fuchs

auf beiden Beinen stehen, sowie er aber den Gränzstrich überschreitet, muß er auf einem Beine hinken, entweder auf dem linken oder auf dem rechten, je nachdem es festgesetzt ist. Die Uebrigen haben ihre Taschentücher zu Plumpsäcken gedreht und necken nun den Fuchs auf alle mögliche Weise. Der Fuchs sucht die Gelegenheit abzuwarten, wo es ihm durch einen Ausfall möglich wird, einem unaufmerksamen oder schwächeren Necker mit seinem Plumpsacke einen Schlag zu geben. Gelingt ihm dies, so wird der Betroffene sofort von allen Spielern unter dem Rufe: „Fuchs, in's Loch!“ in die Fuchshöhle geprügelt (mit sanften Schlägen) und er muß Fuchs sein. Benutzt der Fuchs aber bei seinem Ausfalle beide Füße, und wäre es auch nur aus Versehen, so wird er von Allen sofort mit den Plumpsäcken in's Loch getrieben. — An manchen Orten wird das Spiel auch so ge-

spielt, daß es dem Fuchs erlaubt ist, mit seinem Plumpsack zu werfen. Wen er trifft, ist dann Fuchs und wird von den übrigen Spielern in's Loch getrieben.

9. Verstecken oder Blinke.

Ein ebenso einfaches als beliebtes Spiel. Einer aus der Gesellschaft muß die Augen schließen oder es wird ihm ein Tuch umgebunden, während sich die Uebrigen in alle möglichen Schlupfwinkel verstecken. Ist letzteres geschehen, so rufen sie: „Jetzt!“ Alsdann entfernt der Suchende sein Tuch von den Augen und stößt die Einzelnen aus ihren Verstecken hervor. Dabei muß er die Aufgefundenen stets beim Namen nennen und bis zu einem bestimmten Ziele zu erhaschen suchen. Aus der Zahl der Erhaschten wird durch Auszählen bestimmt, wer für das nächste Spiel suchen muß.

10. Das böse Ding.

Das „böse Ding“ hat sich an einer bestimmten Stelle versteckt. Alle übrigen Mitspieler rücken im Halbkreise heran und singen: „Wir möchten gern in' Garten geh'n, wenn nur das böse Ding nicht käm'; 's schlug Eins, 's kam nicht; 's schlug Zwei, 's kam nicht; 's schlug Drei, 's kam nicht“ und so geht es fort, bis es kommt. Alle fliehen. Wen das „böse Ding“ erhascht, muß im nächsten Spiele das „böse Ding“ sein.

11. Adam hatte sieben Söhne.

Ein recht unterhaltendes Ringelspiel. Alle Spieler geben sich die Hände und bilden einen Kreis. Adam steht in der Mitte desselben. Ihn umtanzend singen die Andern:

„Adam hatte sieben Söhne,
Sieben Söhne hatte Adam,
Sie aßen nicht, sie tranken nicht,
Sie sahen sich in's Angesicht
Und machten's alle so:

Jetzt kommt es darauf an, dem „Adam“ irgend eine Grimasse, die er vormacht, genau nachzuahmen. Wer es versteht, muß ein Pfand geben.

12. Der reiche Adler.

Auf eine große Pappe wird ein Adlerbild (ein anderes thut's auch) gemalt, in den Rumpf ein Loch von ca. 1 Fuß Durchmesser geschnitten, und dahinter eine Tasche aus farbigem Zeuge befestigt. Für kleinere Kinder darf die Tasche Bilder, Bonbon, Mandeln und anderes Zuckerwerk oder Gebäck enthalten. Wer mit einem Ball aus einiger Entfernung hineintrafft, darf sich ein Stück herausnehmen.

13. „Der Drache kommt“.

(Ein thüringisches Spiel.)

Ein Spiel, das nur von Knaben gespielt wird und viel Belustigung gewährt. Die Spieler stellen sich mit ziemlich gleichem, aber nicht zu weitem Abstände kreisförmig auf, so daß der Durchmesser des Kreises ungefähr 20 bis 30 Schritte beträgt. Es wird ein Taschentuch zu einem Plumpsack gedreht, oder ein Baststück oder sonst ein zum Werfen geeigneter Gegenstand als Geschosß benutzt. Durch Auszählen wird bestimmt, wer zuerst werfen soll. Wen dies trifft, der nimmt seinen Plumpsack oder überhaupt seinen Wurfgegenstand, bückt sich, und indem er ruft: „Der Drache kommt!“ wirft er von vorn durch seine gespreizten Beine den Gegenstand über sich selbst hin nach vorn, so, daß er einen der Mitspieler trifft. Da das Treffen nicht leicht ist und selten vorkommt, so muß der nächste Spieler, bei dem das Geschosß niedersfällt, schnell zuspringen und auf dieselbe Weise wieder nach einem Andern werfen. Der Kreis wird gewöhnlich nach und nach ganz aufgelöst, was erlaubt, sogar erwünscht ist. Es wird dann immer dahin geworfen, wo die meisten Kinder stehen. Wer einen Knaben trifft, dem wird ein Eichenblatt oder ein Tannenzweig an die Mütze gesteckt. Wer am Schlusse des Spieles die meisten solcher Abzeichen hat, ist König.

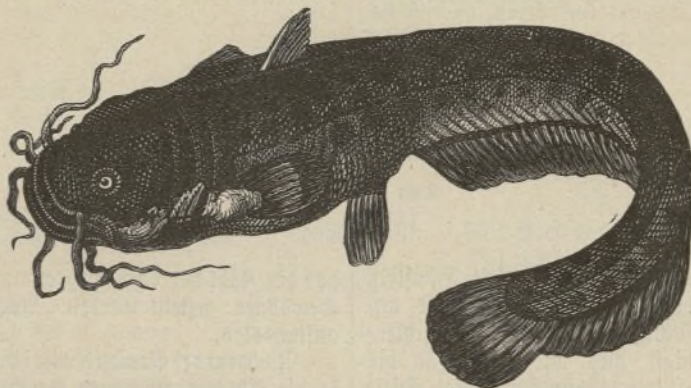


Der Wels.

Von Karl Weiße.

Im Jahre 1860 war in einem Städtchen an der schwarzen Elster große Freude. Mitten im Winter hatten die Fischer einen sehr reichen Fischzug gethan. Das Eis war von ihnen auf einer Lache, die am Flusse lag, losgehauen worden und darnach eine so große Menge Fische herausgezogen, daß sie auf zwei Wagen in Wannen zu Hause gebracht wurden. Die Fische

Maule sind vier Bartfäden; die langen sitzen an der Ober- und die kurzen an der Unterfinnlade. Die Augen stehen im Kopfe weit vor und geben dem Fische ein grimmiges Aussehen. An der Seite sind die Kiemen, welche zum Athemholen gebraucht werden, wie es auch bei vielen andern Fischen geschieht. Die Kiemen bestehen aus Blättchen, die fahmartig zusam-



Der Wels.

hatten sich zur Winterruhe aus dem Flusse an diesen stillen Ort begeben. Besonders große Welse befanden sich unter den Gefangenen. Als sie die Fischer in die Fischkasten trugen, faßten sie die großen Thiere am Kopfe an, hingen sie sich über die Schultern und ließen sie am Hintertkörper herunterhängen. Die Welse schlepten die Schwänze auf der Erde nach.

Der Wels gehört zu den größten Flußfischen Europas; er wird bis 3—4 Meter lang und bekommt ein Gewicht von 2—3 Centner. Die größten werden so dick, daß sie ein Mann mit dem Arm kaum umspannen kann. Schuppen haben die Welse nicht auf ihrem Körper, sondern eine schleimige nackte Haut, die oben dunkelgrün und an den Seiten heller aussieht, dabei schwarze Flecken hat. Der Kopf ist sehr groß und breiter als der Rumpf. Im Maule sind eine Menge Zähne und der Rachen ist weit, daher das Thier große Fische, von welchen es sich ernährt, verschlucken kann. Am

mengestellt sind. In denselben sind viele Blutgefäße. Hat der Fisch das Wasser eingeschluckt, dann drängt er es zu den Kiemen, welche beim Bepflügen den Sauerstoff oder die Lebensluft aus dem Wasser aufnehmen und an das Blut abgeben. Das überflüssige Wasser geht durch den Kiemendeckel wieder in den Fluß zurück. Das Blut ist roth, aber kalt, da das Herz nur eine Kammer und eine Vorkammer hat und von dem langsam sich bewegenden Herzen durch den Körper getrieben wird. Die Kiemen sind den Lungen zu vergleichen, welche das Blut mit Sauerstoff füllen und es röthen helfen. Eine Schwimmblase hat der Wels auch und stimmt darin wieder mit den übrigen Fischen überein. Des Welses Fischblase wird zu Leim verwendet. Will der Wels sinken, dann drückt er die Blase zusammen; will er sich heben, dann bläst er die Blase auf. Warum? — Weil ein Körper desto leichter schwimmt, je mehr er Wasser bedeckt. — Die Flossen am Rücken

und an der Brust sind klein, nur am hintern Theile des Leibes sind sie bedeutend. Die Brustflosse kann der Wels als Waffe gebrauchen; sie hat scharfe Spitzen und kann nach allen Seiten gerichtet werden.

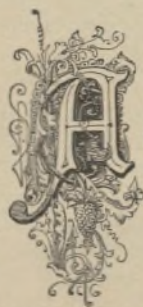
Die Welse lieben tiefe und stille Flüsse und See'n, wo das Wasser schlammig ist. Hier stehen sie gewöhnlich in der Tiefe und fächeln mit ihren Bartfäden hin und her. Wenn das Weibchen Eier legen will, dann

schwimmt es an das Ufer. Aber die Frösche, Aale und andere Wasserthiere fressen die Eier weg; daher ist die Vermehrung gering. Nach acht Tagen kriechen aus den Eiern Junge, die wie Kaulquappen aussehen. Der Wels ist ein sehr beliebter Fisch, da sein Fleisch recht gut schmeckt. Im Nile gibt es Zitterwelse, welche bei jeder Berührung elektrische Schläge theilen; die Araber nennen diese Welse auch „Blitzfische“.

Chios und seine Schreckenstage.

Von G. Jaquet.

(Fortsetzung.)



Als Logothetes und sein Häuflein dieser imposanten Macht ansichtig wurden, rissen sie schleunigst aus und überließen die Chioten ihrem Schicksale. Diese dachten ebenfalls nicht an Widerstand. Vielmehr schickten sie schleunigst eine Deputation auf die Rhede hinaus, welche, die Schuld alles Vorgefallenen auf die samiotischen Abenteurer werfend, den Großadmiral um Schonung anflehen und ihm die unbedingte Ergebenheit aller Chioten gegen den „erhabenen Sultan“ versichern sollten. Der Großadmiral empfing die Deputation ziemlich gnädig; verlangte aber, daß die Insulaner, zum Zeichen ihrer Ergebenheit, die von ihnen zur Vertheidigung des Hafens aufgeworfenen Schanzen sofort beseitigen und nicht nur die dort aufgepflanzten Kanonen, sondern auch was sie etwa an Handwaffen besäßen, ihm ausliefern sollten. Gewissenhaft übergaben die Chioten all' ihre Vertheidigungsmittel den zu deren Empfangnahme in die Stadt gekommenen türkischen Offizieren. Darauf lief (am 23. April) die ganze Flotte in den Hafen der Stadt, soweit dieser sie zu fassen vermochte, ein. Jetzt mußten, auf Gebot des Capudan-Pascha, ihm von den Chioten 120 Geiseln für ihre Treue, und zwar

aus der Zahl der vornehmeren und bemittelteren Bewohner, gestellt werden. Auch dies geschah anstandslos.

Nachdem der Gewaltsträger des Großsultans so die Chioten all' ihrer Vertheidigungsmittel und einer namhaften Zahl ihrer besseren und besten Bürger hinterlistig beraubt hatte, ließ er seine Truppen landen, die nun rings um die Stadt herum, eine Verderben drohende Wetterwolke, sich lagerten. Darauf warf er die Maske der Mäßigung vollends ab. Am Morgen des 24. April durchschritten von Trompetern begleitete Herolde die Stadt. Sie verlasen an den Straßenecken ein Dekret des Sultans, Inhalts dessen die Chioten durch ihre „frevelhafte Rebellion“ nicht nur alle ihre Habe, sondern auch Leib und Leben verwirkt hätten, und daß sie nun der „gerechten Strafe“ unterzogen werden sollten.

Noch war dieses fürchterliche Dekret nicht in den entlegneren Gassen verlesen, da loberte schon eine am Hafen stehende Kirche in Flammen auf. Dies ist das verabredete Zeichen, daß das über Chios verhängte Strafgericht seinen Anfang nehmen solle. Auf dies Signal hin stürzten die türkischen Truppen von allen Seiten her in die dem Verderben geweihte, durchaus offene Stadt. Und was für Truppen waren

dies! Nicht „Soldaten“ in dem Sinne, welchen wir Deutsche mit diesem Worte verbinden, sondern blut- und beutegierige, zügellose Schaaren (zum Theil der Auswurf der Zuchthäuser) und obenein noch von den ihnen beigegebenen muhamedanischen Geistlichen mit wüthendem Religionshaß erfüllt. „Rottet sie aus, diese Rebellen!“

rufen diese sauberen „Gottesdiener“ den ohnehin schon blutdürstigen Haufen zu. Keiner dieser Ungläubigen darf am Leben bleiben; alle müssen sterben! Allah, der einzig wahre Gott, Muhamed, sein großer Prophet, und der erhabene Sultan gebieten es so!“

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Von C. Beiche.

1.

Das Erste wüthet, das Letzte brütet;
Das Ganze ist ein Vorbote, wenn's Erste wüthet.

2.

Die Dritte lobt das vord're Paar,
Das hohe Ganze macht sich rar.

3.

Mit F bin ich stumm,
Mit T am Rand oft krumm,
Mit W oft schrecklich dumm.

4.

Mit L bin ich am Haupte,
Mit S am Fuße,
Mit F auf dem Schiffe,
Mit H im Winter zu sehen.

5.

Wenn Du mit M mich hast, so laß mich aus
dem Spiel bei W;
Wenn Du mit H mich hast, so fürchte nichts
von G und Br.

6.

Das Erste mahnt Dich früh zu beten um das
Zweite;
Das Ganze stärkt Dich in Tages Last und
Streite.

7.

Die Ersten treiben die Zweiten empor,
Das Ganze tritt auf der Haut hervor.

8.

Ich bin ein fabelhaftes, böses Thier;
Doch nimmst Du weg den Kopf von mir,
Dann fürchte meine Wuth.
Nimmst Du noch einmal weg den Kopf und
auch das Bein,
Dann werde ich der Ruf des Hartgeprüften sein.

9.

Mit P erfreu' ich Dich;
Mit L fließe ich;
Mit S stärk' ich Dich;
Mit R hoch schaußt Du mich.

10.

Mit N zähle ich;
Mit St schweige ich;
Mit R betrübe ich;
Mit H verspeist Du mich;
Mit D jedoch nichts weiß ich.
So, nun errathe mich!

11.

Mit R diene ich zum Reinigen;
Mit L darfst Du mich nicht peinigen;
Mit D schütze ich Dich vor Pluthen;
Mit St liefere ich die Ruthen.

12.

Mit L bin ich ein kleines Harzflüßchen;
Mit W bin ich am Halse des Kindes zu finden;
Mit R gebraucht man mich zum Einrammen
der Pfähle.

Auflösungen der Geographischen Räthsel in Nr. 21:

1. Mosel, Moson, Moser, Mosés. 2. Die Burg,
Dieburg. 3. Sem, Ems.

Auflösung des Logogriff in Nr. 21:

Ebbe, Egge, Elle, Esse.

Der Tiefengrund an der flößflüßigen Seite der Schneekoppe. (Siehe Seite 375.)



Redaktion und Verlag: G. Schwetschke, Sep.-Cto., in Halle. Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei in Halle.
 Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I—XII der „Illustrierten Zeitung für kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro
 Band in allen Buchhandlungen zu haben.